

Jürgen Mittelstraß

Wenn sich die Forschung bewegt ...

Über die Universität und die Notwendigkeit einer Reform unseres Wissenschaftssystems¹

Vorbemerkung

Deutschland verfügt über ein differenziertes Wissenschaftssystem, um das uns viele wissenschaftliche Nachbarn beneiden – oder vielleicht richtiger: beneidet haben? Da scheint für alles gesorgt, für jede wissenschaftliche Aufgabe, auch für solche Aufgaben, die der Wissenschaft von der Gesellschaft gestellt werden, die geeigneten Forschungseinrichtungen gegeben zu sein. Dieses System reicht von der Universitätsforschung, definiert über die Einheit von Forschung und Lehre, über die Max-Planck-Forschung, definiert über besondere Leistungsprofile in neuen Wissenschaftsentwicklungen, die Großforschung, definiert über große Forschungsgeräte und zeitlich begrenzte Forschungs- und Entwicklungsaufgaben (früher ganz offen deklariert als im nationalen Interesse), die Fraunhofer-Forschung, definiert über wirtschaftsnahe Anwendungsforschung, bis zur Industrieforschung, definiert über eine enge Verbindung von Forschung und Entwicklung. Doch ist dieses System auch in sich innovativ? Entwickelt es sich weiter, und dies in eine Richtung, in die sich die Forschung, unabhängig von ihrer jeweiligen institutionellen Verfaßtheit, bewegt? Hier dürfen berechnete Zweifel geäußert werden. Schließlich sollte nicht die Logik eines Systems, sondern die Logik der Forschung selbst die Forschungs- und Wissenschaftsentwicklung bestimmen.

Solange das System wuchs, mag das kein Problem gewesen sein, doch das System wächst nicht mehr. Ja, man wird sagen dürfen, daß es sich derzeit nur noch mühsam auf den Beinen, gemeint sind seine finanziellen Beine, hält. Das führt zur institutionellen Stagnation und zu einer wachsenden Isolierung der Teilsysteme gegeneinander. Wo die Mittel knapp werden, sucht sich jeder im Gegebenen, im einmal Erreichten dauerhaft einzurichten, denkt jeder nur noch an das eigene System, nicht an das der anderen. Das aber bedeutet, daß ein Wissenschaftssystem wie das deutsche – Ähnliches gilt übrigens auch für das, obgleich anders organisierte, französische – im Grunde statische Züge aufweist. Das System von Universität, Max-Planck, Helmholtz, Leibniz, Fraunhofer etc. verändert sich nicht. Auch, daß etwa die Helmholtz-Zentren sterblich sein sollten, ist längst vergessen. Die bange Frage ist erlaubt: Findet aller (institutioneller) Fortschritt, wenn überhaupt, nur noch in einem gegebenen Teilsystem statt? Bleibt, auf das Gesamtsystem bezogen, alles, wie es ist?

Das wäre fatal. Denn schließlich muß doch alles darauf ankommen, ein Wissenschaftssystem um der Forschung und deren Zukunft willen beweglich zu halten. Forschung ist die andauernde Suche nach dem Neuen. Verträgt sich damit das gewohnte institutionelle Alte? Oder anders ausgedrückt:

1 Zuerst erschienen in der Reihe Oldenburger Universitätsreden 173, Oldenburg 2008

Muß nicht auch alles Institutionelle der Forschung folgen, die insofern nicht nur sich selbst, sondern auch ihre institutionellen Bedingungen bewegt?

Davon, von den gegebenen Bedingungen und der Notwendigkeit ihrer Reform, soll im Folgenden die Rede sein. Es geht vor allem um die Zukunft der Universität als Forschungseinrichtung, ist es doch die Universität, die schon jetzt, trotz lobenswerter Exzellenzinitiative und seltsamen Pakten, die die Länder mit ihren Universitäten, also eigentlich mit sich selbst, schließen, als die eigentliche Verliererin im Wissenschaftszusammenhang dazustehen scheint. Die Stichworte lauten: die marginalisierte Universität, transdisziplinäre Perspektiven, wohin mit den Geisteswissenschaften?, die Liebe zur Provinz und andere Untugenden, eine institutionelle Medizin für die Universität.

1 Die marginalisierte Universität

1996 schreibt der Wissenschaftsrat in seinen ‚Thesen zur Forschung in den Hochschulen‘, daß aufgrund „der großen Breite, der starken Grundlagenorientierung, der Leistung für die Nachwuchsausbildung und der Möglichkeit, grundsätzlich jedes Forschungsproblem zu verfolgen, (...) die Forschung an den Universitäten nach wie vor das Fundament des gesamten Forschungssystems“ bildet. [1] Recht hat er, noch heute. Nirgendwo anders als in den Universitäten verbindet sich der Forschungsbegriff mit einer derartigen Vielfalt von Forschungsfeldern und Forschungsinteressen, und nirgendwo anders findet die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses (nicht nur für sich selbst, sondern auch für das übrige Wissenschaftssystem) in dem dafür notwendigen Kontext von Forschung und Lehre statt. Die Universität bildet den Kern unseres Forschungssystems. Doch dies wird keineswegs überall so gesehen. Wie anders ist zu erklären, daß für den wissenschaftspolitischen Verstand, der längst seine Liebe zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen entdeckt hat, in den Universitäten zunehmend die Lehre groß und die Forschung klein geschrieben wird?

Als 1999 eine Kommission „zur Systemevaluierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft“ ihre Empfehlungen schrieb [2], war zu lesen, daß es mit der Effizienz der deutschen Universität in Sachen Bildung, Vermittlung und Verbreitung von Wissen schlecht bestellt sei, daß ihre Leitungsstrukturen und damit auch die Wahrnehmung einer vielbeschworenen Autonomie unzulänglich seien und daß die geeigneten selbstverantworteten Formen für ein wirkliches Qualitätsmanagement fehlten. Von Forschung in den Universitäten war hier explizit nicht die Rede; deren Ansprüche sah die Kommission durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Max-Planck-Gesellschaft wohl hinreichend gewahrt. Angemahnt wurden, ganz im Trend der neueren Diskussionen liegend, Veränderungen in den Lehr- und Managementsektoren. Die Universität als Lehranstalt, nicht als Forschungsanstalt, ist gefragt. Daran ändert auch die erwähnte Exzellenzinitiative nichts, die mit ihren drei Förderlinien (Graduiertenschulen, Exzellenzcluster, Zukunftskonzepte) derzeit erhebliche Sondermittel in leistungsfähige Forschungsbereiche der Universitäten spült. Diese Mittel kommen (weil vernünftigerweise unter Wettbewerbsbedingungen vergeben) nur wenigen Universitäten zugute, und sie werden nur auf Zeit gewährt. Eine Sicherstellung der universitären Grundbedürfnisse ist mit ihnen nicht gegeben. Kein Strohfeuer, aber auch keine wissenschaftspolitische Wende.

Natürlich hat die Dominanz des Lehraspekts auch etwas mit dem Werden der deutschen Universität zur Massenuniversität und den damit verbundenen, alles aufzehrenden Lehrverpflichtungen der Forscher zu tun, sicher aber auch etwas damit, daß für den wissenschaftspolitischen Verstand Forschung ihren Charme erst in den dafür vorgesehenen hehren Stätten des Außeruniversitären

entfaltet. Seminare und Praktika mit hunderten Studierenden, die meist nicht wissen, ob sie für dieses Studium hinreichend geeignet sind (und keiner sagt es ihnen), Klausurenberge und endlose Prüfungstermine verbinden sich nun einmal nicht mit einer Vorstellung von Forschung, die sich einerseits am liebsten mit dem Begriff der Großforschung zu identifizieren und andererseits Faust nahe zu bleiben sucht. Was heißt da noch, auf die Universitäten bezogen, Kern eines Wissenschaftssystems? Oder Fundament eines solchen Systems?

Gegen eine Statik, unter der die einen wohl zufrieden sind, die anderen leiden, ließe sich an ein Forschungs- und Wissenschaftssystem denken, in dem die Zuständigkeiten besser und wissenschaftlich gerechter verteilt wären, in dem nicht nur die Forschung in den Teilsystemen, sondern auch die Teilsysteme selbst in Entwicklungen dächten, und dies nicht nur für sich selbst, sondern für das Forschungs- und Wissenschaftssystem insgesamt. Dann könnten auch die Aufgaben einmal ihren Ort wechseln und damit auch die Forschung, die sie erfüllt. Längst sind die alten Abgrenzungen im Forschungsbegriff selbst in Bewegung geraten, und mit diesen auch die Zuständigkeiten bzw. Forschungsprofile der Forschungsteilsysteme. Wiederum in den Worten des Wissenschaftsrates: Die „Zuweisung verschiedener Forschungstypen zu einzelnen institutionellen Sektoren des Wissenschaftssystems ist nur zum Teil stimmig, heute weniger als früher. Die Universitäten und die Max-Planck-Gesellschaft leisten bedeutende Beiträge zur anwendungsbezogenen Forschung, während andere, vor allem anwendungsbezogen arbeitende Forschungseinrichtungen zum Teil auch stark in der Grundlagenforschung engagiert sind. Verflechtungen dieser Art müssen gestärkt, nicht administrativ getrennt werden.“ [3] Hat das das System, haben das der wissenschaftliche und der wissenschaftspolitische Verstand schon begriffen?

Hier sind Zweifel angebracht. Hartnäckig verteidigen Max-Planck, Helmholtz, Leibniz, Fraunhofer und andere Wissenschaftseinrichtungen ihre Claims, verbunden zwar in einer Allianz, dies aber eigentlich nur zum Schutze der jeweils eigenen Zuständigkeiten; und wenn es doch einen Verlierer geben sollte, dann ist das eben die Universität – aus den genannten Gründen. Der Kern unseres Wissenschaftssystems wird schwach, das beschworene Fundament bröckelt. Um diese Entwicklung aufzuhalten, spricht denn auch ein von der VolkswagenStiftung initiiertes ‚Eckpunkt Papier‘ von der Notwendigkeit des Ausbaus der Hochschulen als ‚primärer Zentren der Forschung‘, einer (wie es weniger schön heißt) ‚Potenzialbündelung mittels einer institutionellen Einbindung außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in die Hochschulen‘ [4] und mahnt die Fortführung der Forschungsförderung für die Hochschulen durch den Bund an (dazu später). Zukunftsmusik?

Was tun wir wirklich? Wir streiten um Länder- und Bundeszuständigkeiten in Bildungsdingen und preisen den Föderalismus, als löse dieser die Probleme einer Wissensgesellschaft und würde der Forschungswettbewerb in der Provinz gewonnen (auch davon wird noch die Rede sein). Wir beiratsen uns semantisch an der Idee einer Eliteuniversität und verlieren dabei die beklagenswerte Wirklichkeit unserer Universitäten, ihre finanzielle Misere, völlig aus dem Blick. Wir schreiten munter von einer Soziologisierung aller Bildungsverhältnisse über deren Didaktisierung zur Ökonomisierung, mit sich überschlagenden Evaluierungs- und Akkreditierungseinfällen. Manchmal, so scheint mir, mutet es schon wie ein Wunder an, wie leistungsfähig bei alledem unsere Universitäten noch immer sind. Ihre Absolventen müssen sich vor keiner beruflichen Herausforderung verstecken, ihr wissenschaftlicher Nachwuchs ist in aller Welt begehrt, der wissenschaftliche Fortschritt, von den Universitäten gespeist, ist in vielen zentralen Bereichen noch immer ‚made in Germany‘. Nur die Wissenschaftsfunktionäre, innen wie außen, wollen davon offenbar nichts wissen. Für sie reimt sich alles nur noch auf das Einmaleins der Verschulung.

Verwandelt sich der wissenschaftliche Geist unter der Hand in ein Bürokratenhirn? Dann wäre in der Tat alles verloren. Dann zählten nicht überragende Leistungen, sondern ordnungsgemäße Buchhaltung und Abwicklung, nicht Labor, sondern Schule, nicht das Abenteuer Wissenschaft, sondern deren Domestizierung. Aus dem wissenschaftlichen Verstand würde ein verwaltender Verstand, aus einer Welt der Wissenschaft eine Registratur. Wir sind auf dem besten Wege dorthin. Schließlich ist die deutsche Antwort auf Schwierigkeiten und unübersichtliche Verhältnisse schon immer die verwaltete Welt gewesen. Die aufmüpfige 68er-Bewegung endete mit dem Triumph des verwaltenden Verstandes; heute, nach PISA und der quälenden Erkenntnis, daß auch unsere Hochschulen nicht mehr das sind, was sie einmal waren, sieht es ähnlich aus. Statt einfallreiche Enkel Humboldts zu sein, haben wir die Definitionshoheit, die in Sachen universitäre Entwicklung die deutsche Universität, eben die Humboldtsche, einmal besaß, an andere abgetreten. Die deutsche Universität Kern eines zukunftsfähigen Wissenschaftssystems?

2 Transdisziplinäre Perspektiven

Es sind nicht nur wissenschaftspolitische Gründe, die für ein Umdenken sprechen, sondern auch wissenschaftstheoretische. Gemeint ist, daß innovative Forschung, d.h. Forschung, die durch die Suche nach dem Neuen definiert ist, zunehmend nicht mehr in den Kernen der Fächer und Disziplinen stattfindet, d.h. dort, wo auch das Lehrbuchwissen sitzt, sondern an deren Rändern, zwischen unterschiedlichen Fächern und Disziplinen und in deren Verbindung miteinander. Disziplinarität bleibt zwar die Voraussetzung auch derartiger Forschungsformen, aber sie wird mehr und mehr durch inter- oder besser: *transdisziplinäre* Entwicklungen ergänzt. Dabei handelt es sich keineswegs um ein neues theoretisches oder methodologisches Paradigma, wie gelegentlich zu hören ist, sondern um die wachsende Bedeutung einer Forschungsperspektive, die im Grunde immer schon Teil einer erfolgreichen Forschungs- oder Wissenschaftsgeschichte war. Mit anderen Worten: Transdisziplinarität ist ein Forschungs- und Wissenschaftsprinzip, das überall dort wirksam wird, wo eine allein fachliche oder disziplinäre Definition von Problemlagen und Problemlösungen nicht möglich ist bzw. über derartige Definitionen hinausgeführt wird, kein Theorieprinzip, das unsere Lehrbücher veränderte. Wie Fachlichkeit und Disziplinarität ist auch Transdisziplinarität ein forschungsleitendes Prinzip und eine wissenschaftliche Organisationsform, allerdings in der Weise, daß Transdisziplinarität fachliche und disziplinäre Engführungen aufhebt, die sich eher institutionellen Gewohnheiten als wissenschaftlichen Notwendigkeiten verdanken.

Was hier sehr abstrakt erscheinen mag, hat seine konkreten Formen längst in der wissenschaftlichen Praxis gefunden und wird zunehmend auch in einem institutionellen Rahmen zu fördern versucht. Dies gilt z.B. für neue wissenschaftliche Zentren in den USA: in Berkeley, Chicago, Harvard, Princeton und Stanford [5]; in Harvard für das ‚Center for Imaging and Mesoscale Structures‘, in dem es um Fragestellungen geht, bei denen es keinen Sinn hat, sie einem bestimmten Fach oder einer bestimmten Disziplin zuzuordnen. Es geht um Strukturen einer bestimmten Größenordnung allgemein, nicht um disziplinäre Gegenstände. Dabei sind auch andere institutionelle Formen möglich, ohne daß diese in einem Gebäude zusammengefaßt wären, wie z.B. im Falle des ‚Center for Nanoscience (CeNS)‘ an der Universität München, in dem, befaßt mit Objekten und Funktionen auf der Nanometerskala, unterschiedliche naturwissenschaftliche Fächer und Disziplinen in Forschung und Lehre zusammenarbeiten. [6]

Diese Form der Zusammenarbeit ist auch nicht auf unmittelbar benachbarte Fächer und Disziplinen wie hier die Naturwissenschaften beschränkt. Ein Beispiel: Im Jahre 2000 konstituierte sich

an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der alten Leibniz-Akademie, später Preußischen Akademie der Wissenschaften, eine Arbeitsgruppe, die sich mit der Bildung, Begründung und Etablierung von *Gesundheitsstandards* befassen sollte. Den Hintergrund bildete einerseits der merkwürdige Umstand, daß Gesundheit noch immer – in der Lebenswelt wie in der wissenschaftlichen Welt – ein vager Begriff ist, der meist als Abwesenheit von Krankheit zu bestimmen versucht wird (,Gesundheit: siehe Krankheit'), dann aber seltsam leer bleibt, andererseits der desolate Zustand des deutschen Gesundheitssystems, dem durch die übliche Flickschusterei, deren jüngstes, doch wieder nur beklagenswertes Beispiel die so genannte Gesundheitsreform (im koalitionären Geiste) ist, offenbar nicht beizukommen ist. Hier sollten fundamentalere Überlegungen (etwa zum Gesundheitsbegriff) angestellt und die notwendigen Klärungen tiefer – bis in anthropologische und ethische Überlegungen hinein – gelegt werden. Die Arbeitsgruppe schloß Mediziner, Juristen, Ökonomen, Biologen und Philosophen ein. Die Ergebnisse wurden 2004 in einer Studie mit dem Titel ,Gesundheit nach Maß?' vorgelegt und 2006 in Manifestform noch einmal zusammengefaßt. [7]

Worin lagen die Arbeitsprobleme einer derartigen Gruppe, und wie wurden sie auf eine methodisch ausweisbare Weise gelöst? Der faktische Prozeß sah so aus, daß sich die Disziplinaritäten, repräsentiert durch unterschiedliche disziplinäre Kompetenzen, aneinander abarbeiteten – von rein disziplinär bestimmten ersten Entwürfen über wiederholte Überarbeitungen unter wechselnden disziplinären Aspekten zu einem gemeinsamen Text. Voraussetzungen dafür (auch wieder in zeitlicher Ordnung) waren: (1) Der uneingeschränkte Wille zu lernen und die Bereitschaft, die eigenen disziplinären Vorstellungen zur Disposition zu stellen. (2) Die Erarbeitung eigener interdisziplinärer Kompetenz, und zwar in der produktiven Auseinandersetzung mit anderen disziplinären Ansätzen. (3) Die Fähigkeit zur Reformulierung der eigenen Ansätze im Lichte der gewonnenen interdisziplinären Kompetenz. (4) Die Erstellung eines gemeinsamen Textes, in dem die Einheit der Argumentation (,transdisziplinäre Einheit') an die Stelle eines Aggregats disziplinärer Teile tritt. Im konkreten Fall waren diese Voraussetzungen gegeben bzw. gelang der beschriebene Prozeß.

Dessen methodisch rekonstruierbare Stufen waren, noch einmal kurz gefaßt: Disziplinärer Ansatz, Einklammerung des Disziplinären, Aufbau interdisziplinärer Kompetenz, ,Entdisziplinierung' im Argumentativen, Transdisziplinarität als argumentative Einheit. Entscheidend ist der Gesichtspunkt des Argumentativen bzw. der Umstand, daß sich der ganze Prozeß, in einem nicht-trivialen Sinne, im argumentativen Raum abspielt; im angeführten Beispiel: die gesuchte Einheit, hier die Bestimmung von Gesundheitsstandards bzw. die Bestimmung von Maßen für ein gesundes Leben, wurde über unterschiedliche Disziplinen hinweg und gleichzeitig durch diese hindurch argumentativ erzeugt.

Was hier beispielhaft als Zusammenschluß unterschiedlicher Fächer und Disziplinen in einer Arbeitsgruppe dargestellt wurde, aber z.B. auch für die amerikanischen Beispiele und die Organisationsform des Münchner Nanozentrums gilt, ließe sich auch kritisch gegen die üblichen Institutionalisierungsformen, insbesondere in der Universität, halten. So unterscheidet sich die gegenwärtige universitäre *Institutsstruktur* nur wenig von der Institutsstruktur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, und jede Wissenschaftsentwicklung, meist zu neuen Spezialisierungen führend, endet noch immer in neuen Institutsbildungen. Mit anderen Worten: Eine überaus dynamische Wissenschaftsentwicklung in den letzten 50/100 Jahren hat nicht nur alte Strukturen, die zu ganz anderen, älteren Entwicklungen gehören, nicht aufgelöst, sondern, wie es scheint, eher befestigt. Man könnte dies auch als das institutionelle Paradox der herrschenden Universitätsstruktur bezeichnen, das übrigens nicht nur in struktureller Einfallslosigkeit, sondern auch in sehr mensch-

lichen Neigungen begründet ist: Für viele Wissenschaftler ist erst mit dem Institutsdirektor die akademische Menschwerdung wirklich abgeschlossen. Es ist eben auch in der Wissenschaft wie so oft im Leben: Das Institutionelle und das Menschliche hängen miteinander zusammen – nicht immer zum Nutzen des Institutionellen.

3 Die Liebe zur Provinz und andere Untugenden

Bleiben wir bei der Universität. Dieser drohen noch ganz andere Unzulänglichkeiten als diejenigen, die sie selbst im Institutionellen zu vertreten hat. Ich meine die insgesamt enttäuschenden Ergebnisse der ersten Föderalismusrunde, die von Anfang an für die deutsche Universität nichts Gutes verhiess. Nicht genug, daß die deutsche Universität unter 16 verschiedene Hochschulgesetze fällt, sie hat nun auch noch den Bund als Förderer verloren. Die Universität wird zur reinen Ländersache; selbst Artikel 74 Abs. 1 Nr. 13 des Grundgesetzes, das dem Bund in Form einer konkurrierenden Gesetzgebungszuständigkeit eine Förderung der Hochschulforschung erlaubt, gilt nur noch für überregionale Vorhaben, wobei eine entsprechende Förderung auch noch ausdrücklich von ‚Vereinbarungen‘ zwischen Bund und Ländern abhängig gemacht wird. Deutschland wird, so scheint es, zum bildungs- und wissenschaftspolitischen Absurdistan. Wann, so möchte man beten, hört es endlich auf, daß deutsche Bildungspolitiker zwar vollmundig von Europäisierung und Globalisierung reden, aber unüberbietbar provinziell denken? Und ist PISA nicht genug? Müssen wir jetzt auch noch alles tun, um gemeinsam zum Muster einer wahren Bildungsprovinz zu werden? Der Preis für eine Föderalismusreform, die diese Bezeichnung ohnehin nicht verdient, weil sie die deutsche Kleinstaaterei unangetastet läßt, ist zu hoch. Er ruiniert die Ressource der Zukunft, von der alle reden, um sie gleich wieder zu verschleiern: Wissen und Wissenschaft.

Dann doch lieber – erlaubt sei diese Groteske – erst gar keine Hochschulgesetze und die Hochschulen (wie mit einzelnen Universitätsklinik ja schon geschehen) an die Meistbietenden – vielleicht an amerikanische oder asiatische Hochschulkonzerne? – verkaufen. Harvard z.B. wäre es in Vermögenshinsicht ein Leichtes, sich eine deutsche Universität zu kaufen, natürlich zu seinen Konditionen (gewaltige Studiengebühren inklusive). Wenn der Staat die wirklichen Bedürfnisse der Wissenschaft aus dem Auge verliert, warum sollten dann nicht auch die davon Betroffenen träumen dürfen? Auch der Hinweis auf die Exzellenzinitiative, die, wie schon bemerkt, die eigentliche finanzielle Misere der Universitäten nicht lindert, sondern von dieser eher ablenkt, und auf einen vermeintlich ewig sprudelnden Quell von Drittmitteln hilft hier nicht weiter.

Apropos *Drittmittel*. Sie sind die Götzen der modernen Wissenschafts- und Universitätsstatistik, ganz gleich, ob es um Exzellenz geht oder ums Überleben. Von solchen Mitteln ist, nur zur Erinnerung, im Falle Newtons, Leibnizens, Kants und Einsteins nichts bekannt. Man kann die Welt eben auch bewegen, ohne auf einem Sack Geld zu sitzen oder auf den Hitlisten der akademischen Buchhalter zu stehen, wobei nun wiederum auch nicht alles Gold ist, was da glänzt, und in dürftiger Zeit, wenn der Staat alle, die da mögen, in seine Hochschulen einlädt, aber vergißt, für ausreichende Bewirtung zu sorgen, zusätzliche Mittel hochwillkommen sind. Nur sollten es eben zusätzliche Mittel sein und nicht solche, die nur dazu da sind, die staatliche Blöße, wenn es um die Grundfinanzierung der Universitäten geht, zu bedecken.

Normalerweise applaudieren hier die *Geisteswissenschaften*, insofern diese in Drittmitteln ohnehin ein für sie mehr oder weniger fremdes Förderungsmittel sehen, verbunden nämlich mit Projektstrukturen, die sie ebenfalls für sich als im Grunde fremd bezeichnen. Dahinter steckt allerdings weniger die Natur der geisteswissenschaftlichen Forschung als vielmehr ein erhebliches

Organisationsdefizit der Geisteswissenschaften. Tatsächlich ist auch in diesen viel mehr (projektbezogene) Gemeinsamkeit möglich, als es der notorische Hinweis auf die isolierte Arbeitsweise des Geisteswissenschaftlers – neuerdings wieder durch eine erstaunlich konservative Empfehlung des Wissenschaftsrates bestätigt [8] – glauben machen will. Richtig ist, daß auch die Exzellenzinitiative auf die Bedürfnisse der Naturwissenschaften bzw. der empirischen Wissenschaften im allgemeinen zugeschnitten ist, falsch ist, daß sie deshalb für die wohlverstandenen Bedürfnisse der Geisteswissenschaften ungeeignet ist. Hier wird die schöne Humboldtsche Formel ‚Forschen in Einsamkeit und Freiheit‘ zu eng und zu bequem ausgelegt, zielt sie doch auf die eigentliche Autonomie der Forschung, nicht auf individuelle, am Ende auch noch für einen gesamten geisteswissenschaftlichen Bereich geltend gemachte Privilegien. Richtig ist allerdings auch, daß sich die Geisteswissenschaften die Erinnerung an einen ursprünglichen Forschungsbegriff bewahrt haben, der im Sinne einer forschenden Wahrheitssuche noch eng mit dem forschenden Subjekt verbunden war. Erst in der neueren Entwicklung wird aus dem forschenden Subjekt ‚die Forschung‘ – mit eigenen, nicht zuletzt institutionellen Problemen. [9]

4 Wohin mit den Geisteswissenschaften?

Bleiben wir noch einen Moment bei den Geisteswissenschaften. Ihnen bläst gegenwärtig auch noch aus anderen Gründen der wissenschaftspolitische Wind ins Gesicht. Die Geisteswissenschaften – das wissen wir alle – tun sich schwer, sich in der üblichen Weise nützlich zu machen, sind ihre Gegenstände doch häufig das wenig Nützliche, das Schöne, das Historische und das Gebildete, dessen Nutzen beginnt, wenn die nützlichen wissenschaftlichen Konkurrenten ihren Teil getan haben, wenn eine Kultur nicht arbeitet, sondern *feiert*. Das ist natürlich ein Klischee, aber ein solches, das sich fest im öffentlichen, manchmal auch im universitären Bewußtsein eingegraben hat, das das Mitleidige im Blick der Vertreter der anderen Wissenschaftsseite ausmacht und den schwachen Stand, den die Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit haben, wenn diese mit Geld und anderem Nützlichem befaßt ist.

Dabei begann die Geschichte der Geisteswissenschaften ganz anders, anspruchsvoller, ja philosophisch. Die Geisteswissenschaften sind nämlich eine ‚Erfindung‘ der idealistischen Philosophie. Diese – Fichte und Hegel lassen grüßen! – entdeckte den Geist als den wirklichen Weltbaumeister und die Wissenschaften vom Geist als dessen wahrhafte Interpreten. Daher auch ihr theoretischer Anspruch, der sie wesentlich vom Selbstverständnis der angelsächsischen Humanities, die weit pragmatischer und empirischer orientiert sind, unterscheidet. Eingelöst hat diesen (theoretischen) Anspruch allerdings allenfalls die Philosophie; die Geisteswissenschaften, wie sie sich im 19. Jahrhundert jenseits der Philosophie ausbilden, geraten alsbald, mit dem Aufstieg der Geschichtswissenschaften und Philologien, unter ein historisches und philologisches Joch. Unter diesem gehen sie immer noch, ob sie dies selbst so sehen oder nicht. An der Rationalität unserer Welt und deren Beförderung haben sie wenig Teil.

Und dennoch, ihre Preisgabe, die heute manche empfehlen – ob sie nun Mitleid oder Verachtung empfinden –, ginge für die Welt, in der wir leben, und für uns selbst, für homo sapiens sapiens, wie wir uns stolz nennen, nicht gut aus. Eine Welt ohne Geisteswissenschaften wäre eine Welt ohne begriffene Kultur, ein Schlaf der Dummen, jener nämlich, die unter Natur (allenfalls noch unter dem Markt) alles und unter Geist und Kultur nichts verstehen. Schließlich ist das, was der Geist schuf und ständig schafft, nicht das Kräuseln der Wellen auf der Natur des Menschen, sondern dessen zweite Natur, ohne die auch die erste (die physische Natur) – wenn sie denn den Men-

schen will – keine Chance hätte. Mensch ist der Mensch nur als *Kulturwesen*, und Mensch durch und durch auch nur, wenn er dies nicht nur *ist*, sondern auch *begreift*.

Eben dieses Begreifen ist noch immer die Aufgabe der Geisteswissenschaften. Die Welt des Menschen hat nicht nur eine natürliche, sondern auch eine kulturelle Form – zu der übrigens auch die Wissenschaften und das Wirtschaften selbst gehören –, und sie wird in Wahrheit zur kulturellen Form auch des Menschen selbst erst dann, wenn der Mensch diese Form nicht nur *hat*, wie man vielleicht blaue Augen oder platte Füße hat, sondern sie zum Teil seines Selbstbewußtseins macht. Die höchste Form des Selbstbewußtseins aber ist (frei nach Hegel) das *wissenschaftliche* (oder philosophische) Bewußtsein. Erst reflektierend begreift der Mensch sich selbst; und diese Reflexion sind die Geisteswissenschaften – wenn sie sich nur selbst recht begreifen.

Das tun sie in der Regel nicht, weshalb auch die Schelte der anderen Kulturseite, der naturwissenschaftlichen, aber auch der ökonomischen und politischen Seite, nicht immer unbegründet ist. Damit sind die Geisteswissenschaften an ihrem faktischen Bedeutungsverlust aber häufig selbst schuld. Sie lieben die Erinnerung, die vergangene Welt und kommen in der eigenen Welt nicht zurecht. Und wenn sie es dennoch versuchen, verstärken sie meist nicht die Vernunft dieser Welt, sondern gehen ihr aus dem Wege, verlieben sie sich z.B. in das Geschwätz der Postmodernen, geraten sie auf die Rückseite von Vernunft und (wissenschaftlicher) Rationalität und bestätigen damit die Vorurteile ihrer Verächter.

Kein Zweifel, die Geisteswissenschaften stecken in einer Krise, und keineswegs nur in einer herbeigeredeten. Krisen wiederum enden glücklich oder mit dem Tod, selten damit, daß alles so bleibt, wie es ist. Das aber bedeutet, daß die Geisteswissenschaften aus der derzeitigen Situation entweder wieder erstarkt an Leib und Seele, an ihrem institutionellen oder seelischen Sein hervorgehen, oder anhaltendes Siechtum, wenn nicht gar der disziplinäre Tod, der auch ein institutioneller Tod wäre, ihr Schicksal ist. Dagegen gilt es, auch in der inneruniversitären Diskussion, wieder deutlich zu machen, daß die Geisteswissenschaften ihrer ursprünglichen Idee entsprechend der ‚Ort‘ sind, an dem sich moderne Kulturen bzw. Gesellschaften ein Wissen von sich selbst, und zwar in Wissenschaftsform, verschaffen. Sie tun dies nicht im Sinne eines *positiven* Wissens nach Art der Naturwissenschaften, sondern im Sinne eines *orientierenden* Wissens, ohne daß sie deshalb, wie manchmal vermutet oder verlangt, gleich den Status von Orientierungswissenschaften beanspruchen müßten oder könnten. Hauptsache ist, daß sie durch ihr eigenes Denken und Tun deutlich machen, daß eine Kultur ohne Geisteswissenschaften eine halbierte Kultur, und möglicherweise gar keine, wäre.

5 Universitäre Medizin

Wie könnte allgemein die Medizin aussehen, die der Universität eine Zukunft gibt? Denn daß die Universität (mit oder ohne Geisteswissenschaften) eine Zukunft hat, ist keineswegs sicher; jedenfalls nicht in dem Sinne, daß ihr die Rolle des institutionellen Kerns eines Forschungs- und Wissenschaftssystems sicher wäre. Das hat auch etwas mit der Entwicklung des europäischen Forschungs- und Wissenschaftsraumes zu tun. Europa entwickelt sich – in wirtschaftspolitischen und finanzpolitischen Dingen ohnehin, aber zunehmend auch in bildungspolitischen Dingen. Für den Hochschulbereich bedeutet dies, daß unter Gesichtspunkten der Spitzenforschung und einer entsprechenden Ausbildung in absehbarer Zeit 20 bis 30 Universitäten in Europa das Spitzenniveau bestimmen werden. In gewissem Sinne wiederholen sich dabei spätmittelalterliche Verhältnisse. Hier konkurrierten z.B. Oxford, Paris und Padua miteinander, nicht, auf lokaler Ebene,

Oxford z.B. mit Glasgow, Paris z.B. mit Avignon oder Padua z.B. mit Ferrara. Diese lokale Konkurrenz gab es, meist disziplinenbezogen, zwar auch, doch spielte die Wissenschafts- und Bildungsmusik in anderen Räumen, eben europäischen Räumen. So wird es, wie gesagt, in Europa auch in Zukunft wieder sein. Also haben sich jede Universität und jede Bildungspolitik auf nationaler Ebene heute zu überlegen, welches ihre zukünftige Rolle sein könnte bzw. sein sollte. Wer jetzt nicht aufpaßt, wird den Zug verpassen, vorausgesetzt, man will sich überhaupt in diese Richtung bewegen.

Das werden allerdings ohnehin nicht alle können. Wie man nicht einfach beschließen kann, ab morgen, wenn nur der Geldhahn geöffnet werde, Forschungs- oder gar Eliteuniversität zu sein, so auch nicht, in absehbarer Zukunft im Konzert der besten europäischen Universitäten mitzuspielen. Zu den institutionellen Voraussetzungen dafür gehören eine gewisse Größe mit einem entsprechenden Disziplinen- und Leistungsspektrum sowie ein leistungsfähiges wissenschaftliches Umfeld (in Deutschland etwa die Nachbarschaft zu Max-Planck-Instituten und Helmholtz-Zentren), das – so auch für den Ausgang der Exzellenzinitiative in seiner dritten Förderlinie („Zukunftskonzepte“) bestimmend – für wünschenswerte Synergien sorgt. Das wiederum bedeutet nicht, daß Universitäten, die über ein derartiges Umfeld nicht verfügen, keine Zukunft hätten. Schließlich werden Universitäten nicht nur aus rein wissenschaftlichen Gründen gegründet, sondern ebenso, wenn nicht sogar primär, aus allgemeineren bildungs- und regionalpolitischen Gründen. Hier erfüllen sie eine Aufgabe, gemeint ist eine Bildungsaufgabe, die nicht so sehr das Bedürfnis der Wissenschaft, sondern das eines Landes oder einer Region ist. Das mindert zwar nicht die Anforderungen an Wissenschaftlichkeit, in der Humboldtschen Universität durch das Prinzip Lehre aus Forschung ausgedrückt, setzt eine Universität aber nicht dem Zwang aus, etwas zu sein oder zu werden, was unter gegebenen Umständen unerreichbar ist.

Eines ist allerdings auch in diesem Falle klar: Jede Universität tut gut daran, sich mit einer geeigneten Schwerpunktbildung ein eigenes Profil zu verschaffen. Sie muß zeigen, wofür sie im Wissenschafts- wie im öffentlichen Bildungsraum steht, was sie mit ihren Mitteln zu leisten vermag und was nicht. Überzogene Ansprüche, wie sie heutzutage in den Leitbildern vieler Universitäten gang und gäbe sind, stören da nur. Sie machen unfreiwillig klar, wie groß der tatsächliche Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist. Im übrigen wird die universitäre Profilbildung nahezu zwangsläufig zu einem *differenzierten Universitätssystem* führen, in dem sich über ungleich verteilte Universalitäten (bezogen auf das fachliche und disziplinäre Spektrum), Transdisziplinaritäten, wissenschaftliche Qualität und Exzellenz auch universitäre Ungleichheit einstellt. Die Vorstellung, ein Universitätssystem wie das deutsche lasse sich auch in Zukunft unter wissenschaftlichen Qualitäts Gesichtspunkten als ein im wesentlichen homogenes System, das viele Systeme (in Form wesentlich kleinerer Einrichtungen) einmal waren, weiterführen, ist eine Illusion. Ein solches System zum Maß aller universitären Dinge machen, würde auf mittlere Sicht unweigerlich gemeinsame Mittelmäßigkeit bedeuten.

Schlußbemerkung

Von Reformen mag die Wissenschaft, vor allem die Universität, die Nase voll haben. Das wäre zu verstehen. Doch Wissenschaft ist selbst ihrem Wesen nach Bewegung, Veränderung, Reform. Sie ist das ständig Neue, das sich immer wieder aufs neue auch seine Bedingungen schafft. Das muß auch für ihre institutionellen Bedingungen gelten. Bisher war Reform im institutionellen Kontext meist vom wissenschaftspolitischen Verstand diktierte Reform – keine neue Regierung, die auf Länder- wie auf Bundesebene nicht zunächst einmal, offenbar einem unstillbaren Bildungshunger

folgend, neue Hochschulgesetze schafft –; es ist an der Zeit, daß sich die Wissenschaft selbst, etwa in ihrer universitären Form, zum Subjekt ihrer institutionellen Entwicklung macht. Das setzt, zugegebenermaßen, auch in der Wissenschaft ein neues Bewußtsein voraus, das Bewußtsein nämlich, daß ihre gewohnten institutionellen Formen nicht naturgegeben, hier gleich: durch den verwaltenden Verstand gegeben, sind, sondern rechtverstanden institutioneller Ausdruck der eigenen Natur, nämlich der Forschungsnatur bzw. des forschenden Verstandes. Der Forschungsdynamik muß eine institutionelle Dynamik folgen, nicht umgekehrt, wie manche glauben. Geschieht dies nicht, wird jene zuvor kritisierte Statik unseres Forschungs- und Wissenschaftssystems die Oberhand über alle institutionelle Entwicklung, auch die universitäre, gewinnen und über kurz oder lang der forschende Wille schwach werden.

Literatur

- [1] Wissenschaftsrat: Thesen zur Forschung in den Hochschulen, in: Wissenschaftsrat: Empfehlungen und Stellungnahmen 1996 I; Köln 1997, 8
- [2] Forschungsförderung in Deutschland: Bericht der Internationalen Kommission zur Systemevaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft; Hannover 1999
- [3] Wissenschaftsrat: Thesen zur künftigen Entwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland; Köln 2000, 12
- [4] Eckpunkte eines zukunftsfähigen deutschen Wissenschaftssystems. Zwölf Empfehlungen; Hannover (Mai) 2005
- [5] Vgl. L. Garwin: US Universities Create Bridges between Physics and Biology; Nature 397, 7. Januar 1999, 3
- [6] Vgl. J. Mittelstraß: Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit; Konstanz 2003 (Konstanzer Universitätsreden 214)
- [7] C. F. Gethmann u.a.: Gesundheit nach Maß? Eine transdisziplinäre Studie zu den Grundlagen eines dauerhaften Gesundheitssystems; Berlin 2004. C. F. Gethmann u.a.: Manifest. Die Grundlagen eines dauerhaften Gesundheitssystems; Berlin (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) 2006
- [8] Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland I (Stellungnahme); Berlin 27. Januar 2006 (Drs. 7068-06). Vgl. dagegen C. F. Gethmann u.a.: Manifest Geisteswissenschaften; Berlin (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) 2005
- [9] Vgl. J. Mittelstraß: Der Streit der Fakultäten und die Philosophie, in: V. Gerhardt (Ed.): Kant im Streit der Fakultäten; Berlin/New York 2005, 39-60, hier 55ff.

[08.12.08]

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Jürgen Mittelstraß
Zentrum Philosophie und Wissenschaftstheorie
Universität Konstanz, Fach D 24
D – 78457 Konstanz